Schoener, H. G.
Die ältere
ornamentik im
Ysenburger



Heft 168.

STUDIEN

ZUR

DEUTSCHEN KUNSTGESCHICHTE

DIE ÄLTERE ORNAMENTIK IM YSENBURGER, SCHLITZER UND RIEDESELSCHEN WAPPEN

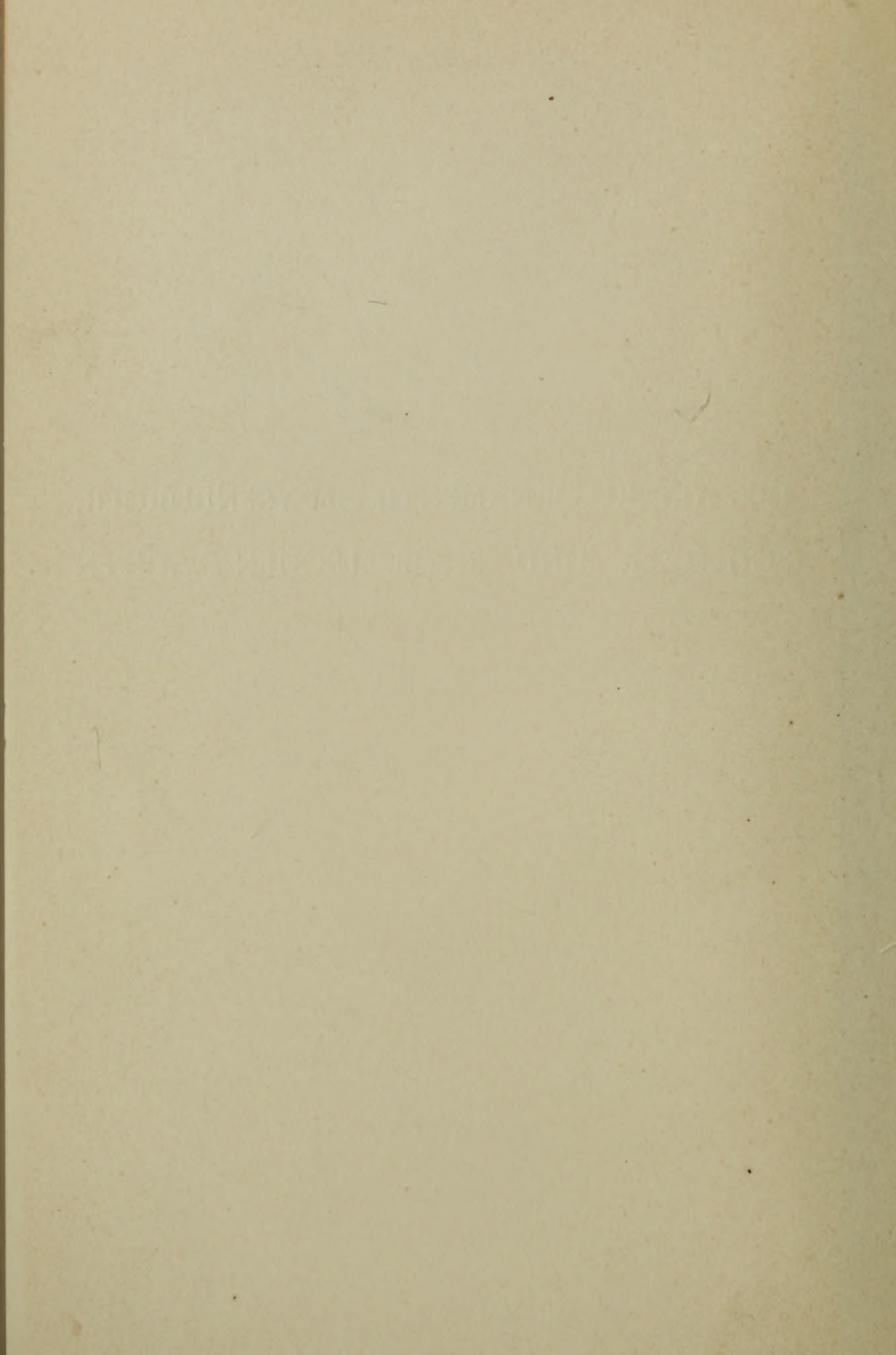
VON

Dr. **H. G. SCHOENER**



STRASSBURG
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)
1914

DIE ÄLTERE ORNAMENTIK IM YSENBURGER, SCHLITZER UND RIEDESELSCHEN WAPPEN

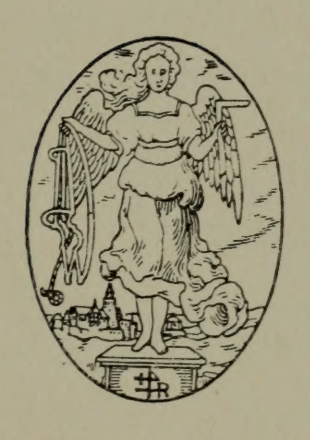


STUDIEN ZUR DEUTSCHEN KUNSTGESCHICHTE
168. HEFT.

DIE ÄLTERE ORNAMENTIK IM YSENBURGER, SCHLITZER UND RIEDESELSCHEN WAPPEN

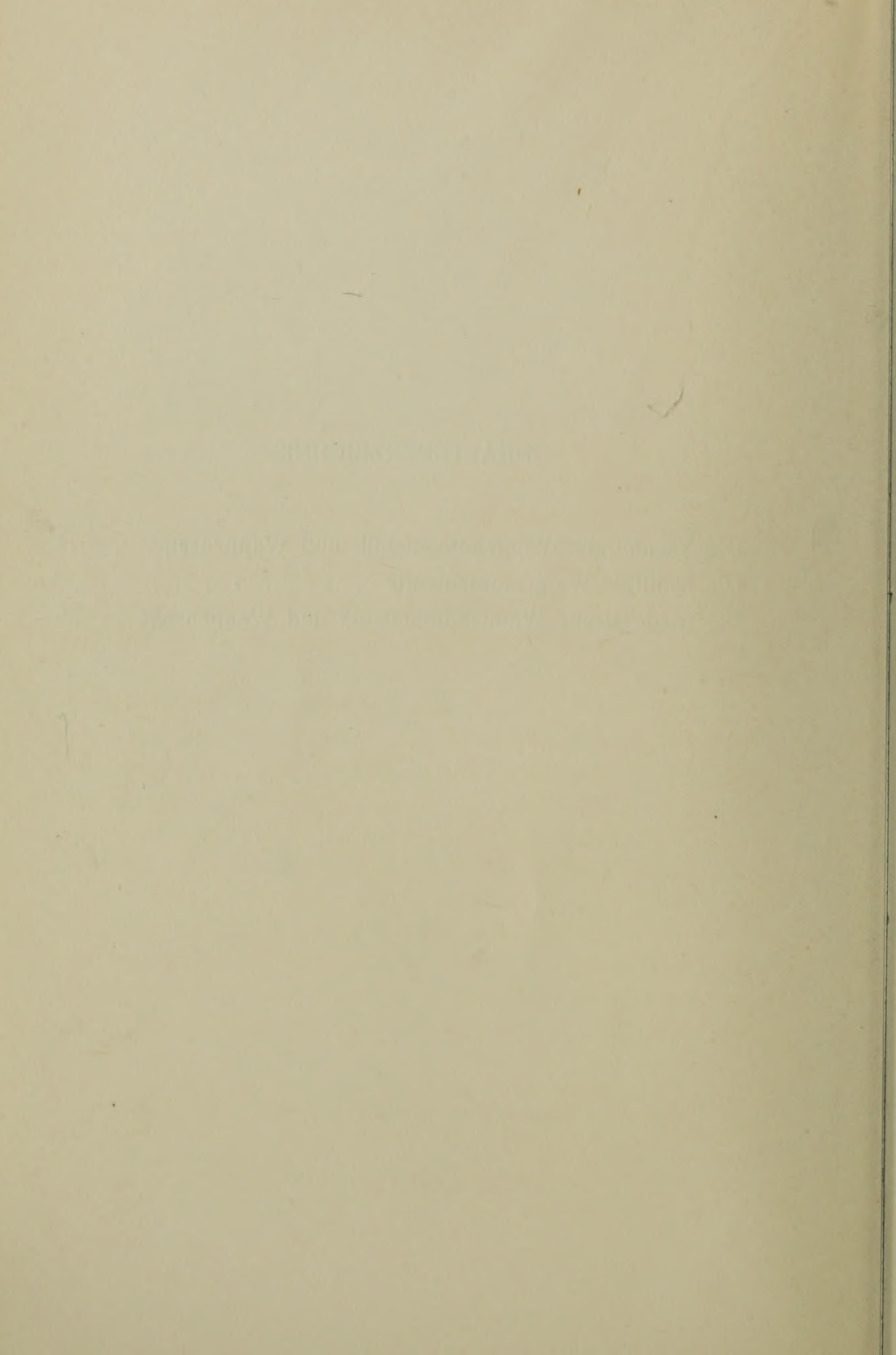
VON

Dr. H. G. SCHOENER



STRASSBURG
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)
1914

INHALTSVERZEICHNIS.



L'histoire est une science
d'une fâcheuse inexactitude.

1. Willkürlich wechselnde, sich verdrängende und unausgesetzt sich behauptende Wappenornamentik und ebensolche Zutaten dienen der mittelalterlichen Ritterrüstung als Zierde und Erkennungszeichen. Schild, Köcher, Helm, Gewänder, Banner und Schabracke der Reisigen des Feudaladels sind damit ausgestattet, wie Münzen, Siegel und sonstige Denkmäler das oftmals wiedergeben.

Den Abkömmlingen der «Dienstmannen» (Ministerialen), die sich durch Heldentaten auf dem Schlachtfelde, besonders auf den nicht unkriegerischen Fahrten nach dem hl. Lande hervorgetan und sich zu kunstmäßiger Waffenführung und christlicher Lebenshaltung verpflichtet (Dietericus a Schachten dignitatem equestrem peregrinatione Hierosolymam suscepta acquirit)[1], war auf Feldzügen und Turnieren bei geschlossenem Visier eine solche Kennzeichnung der Rüstungsstücke erforderlich, um Freund oder Feind unterscheiden zu können und umgekehrt von ihnen erkannt zu werden, sofern diese ritterlichen Marssöhne ohne andere bestimmte Erkennungsmarke in die

---

[1] Vgl. J. Nohii Chronicon Hassiacum. Dies geschah unter Landgraf Wilhelm I., dem ältern, im Jahre 1493 (bei Nohion irrigerweise 1491); vgl. Soldan, Hessen 1896, S. 63. An dies Adelsgeschlecht erinnert die Schachtenburg in Schlitz, ein Fachwerkbau in Eichenholz, von Wilhelm von Schachten und seiner Gemahlin Elisabethe von Schlitz gen. von Görtz im Jahre 1555 errichtet.

Schranken hineintrabten oder ins Kampfgewühl sprengten; auch bei feierlichen, festlichen Gelegenheiten in Friedenszeiten, auf Hof- und Reichsfesten, machte sich dergleichen mehr oder minder notwendig, von Liebhabereien dabei allerdings zu schweigen.

So war es in der Epoche des Werdens, des Aufblühens und der Blütezeit des Rittertums im 11. bis zum 13. Jahrhundert. Anders war es mitunter, hin und wieder, in der Welt des 14. Jahrhunderts, als die häßliche Entartung sich breit machte, die indessen nur der Vollständigkeit halber hier einzureihen ist: Auf Beutezügen bemühte man sich oftmals um Nichtkenntlichmachung und zwar aus gewichtigen Gründen, indem man unerkannt bleiben wollte, sofern man nicht auch das noch außer Augen setzte [1].

Als seit Karl IV. (1347—78) der Bullenadel durch den von ersterem schroff abgelehnten Briefadel bis zu einem gewissen Grade abgelöst worden, als namentlich das Zeitalter des Verlustes seiner kriegerischen Bedeutung und Ueberlegenheit hereingebrochen, fiel jenes Erfordernis aus beregter Veranlassung fort: Es wurde mehr zu Prunk und Pomp ausgeschmückt, nicht bloß vorübergehend, mit viel Uebertreibung gegenüber dem nüchternen Gepränge ansehnlicher Haudegengeschlechter des Feudaladels, bei dem ähnliches von Schaulust mehr ausnahmsweise festlegbar erscheint.

2. Die Gründe für die Wahl der allmählich erblich werdenden oder der wieder untergehenden Ornamentik der Rüstungsstücke geben naturgemäß eine weitreichende Verschiedenheit kund. Wer vermöchte stets mit unbedingter Sicherheit ans Licht zu bringen, welches der Ursprung in jedem Einzelfalle war? Gewisse Motive kehren nämlich öfter, zudem ohne starre Vereinheitlichung des Sinnbildes natürlich, wieder, und durch solche minutiöse Abweichung wächst bei

[1] Vgl. Paul Quilling, Sagen u. a. aus Sachsenhausen 1883, S. 21 und 27 ff. — abgesehen von den bekannten großen Geschichtswerken.

der Nutzbarmachung die Zahl der Möglichkeiten. Nicht selten gebrichts wohl auch deswegen an der reinlichen Scheidung, der einigermaßen sicheren Lösung des Rätsels. Eine wertvolle Erleichterung tritt jedoch da ein, wo Namen- oder redende Wappen, Wappen mit anspielenden Zusätzen (bei den Engländern allusive arms genannt) Tatsache sind, deren Entzifferung weniger übermäßige Schwierigkeiten macht. Wo diese Hilfsmittel zu Gebote stehen, wo es angängig ist, irgendwie und irgendwo ein Hinzielen auf den Geschlechtsnamen des Wappenträgers festzunageln, geht es mit dem Verdolmetschen weit einfacher, und augenscheinlich hat ein Anlehnen an den Familiennamen statt, sofern auch nur die unbedeutendste Anspielung in Bild und Farbe oder in einem dieser allein, in der Ausschmückung auffindbar ist.

Einige durchaus unzweideutige Belege solcher Vorkommnisse aus verschiedenen Lagern und Jahrhunderten, obschon z. T. ein Adelsprädikat abgeht, sollen zur Erläuterung und Veranschaulichung Eintrag finden.

Eine Familie Scharmann führt als redenden Zusatz eine Pflugschar im Wappen; eine Familie Reeb (La Famille Meininger par E. Meininger, Mülhausen 1903) eine Weinrebe; eine Familie Bart einen ungewöhnlich langen Bart; eine Familie Goll einen Gimpel (Pyrrhula Europaea vulgaris, Dompfaff, im Dialekt = Goll); ein Ziegenhainer Geschlecht eine Ziege; eine Familie Schoenhaupt (La Famille Meininger etc.) einen stattlichen Herrn mit prächtigem, wallendem Haar.

Die Stadt Kröpelin dagegen schlägt mit nicht weniger als drei Anlehnungen, ohne daß daraus etwas Glaubwürdiges für die Etymologie dieses Stadtnamens (was offenbar Absicht war) ausgedrückt wäre, alle Mitbewerber gleisnerisch aus dem Felde. Was ist da aber auch alles als Heroldsbild aufgemutzt! Ein kriechender (dial. = krüpender, engl. creeping) Krüppel mit einem Kropf.

Das Tierbild des Bären (vergl. das Spottbild auf die Er-

oberung Berlins nach der Zeichnung von G. Schadow in Rethwischs 1813, S. 255) im Berliner Stadtwappen soll nicht minder auf den Stadtnamen anspielen. Das ist indes gründlich unberechtigt, weil der Name unserer Reichshauptstadt slavischen Ursprungs und mit «Mauserplatz der Gänse und Enten» zu übertragen ist. Ein durchaus keltisches Gepräge tragen sonst einige wenige Flüsse, Berge, Weiler und Dörfer in Deutschland.

Der Ziegel oder rote Stein im Wappen des Rodensteiners (die Trümmer seiner Burg erheben sich eine halbe Stunde nördlich von Reichelsheim im Odenwald in einer wilden, einsamen und waldigen Berggegend), verherrlicht durch das vielgesungene Scheffelsche Studentenlied («Wer reitet mit 20 Knappen ein zu Heidelberg im Hirschen?»), soll zweifellos den Geschlechtsnamen Rodenstein prägnant vor Augen führen, wobei die sinnbildliche Interpretierung besser zutrifft, die an den roten Sandstein oder Lehm gemahnt, der sich dort stark vorfand oder gegraben wurde. Uebrigens hatte der durstige Rodensteiner in Reichelsheim und Gersprenz, die er in der Musenstadt vertrunken haben soll, als Oberherr gar nichts zu suchen.

Ob bei dem Nebelschen Geschlechtswappen, mit heraldischer Gestaltung freilich erst nach dem Jahr 1806 in Frankfurt a. M., als wappenbildliches Element eine aufrechtstehende Jakobsmuschel aufzeigend, eine Anlehnung hinlänglich erweisbar, dürfte nicht leicht anzunehmen sein. Der fragliche Familienname rührt vermutlich, am Ende also mit mythologischem Beigeschmack ausgestattet, von der älteren geschichtlichen Namensform Nibelungus her; ein ministerialis regni d. N. wird im Jahre 1128 erwähnt. Das Hessische Urkundenbuch zählt mehrere gleichen Namens auf: einen Schöffen in Windecken bei Hanau 1277, einen Burgmannen in Dornberg bei Groß-Gerau 1236, und einen Dompropst in Worms 1226. Um 1190 bis 1210 wurde das Nibelungenlied zusammengeschweißt. So ist die Muschel wahrscheinlich eine Anspielung auf den Namen

der Nibelungen, deren Heimat das Nifl- und Nebelheim und deren Schatz tief in die Wasser des Rheinstromes versenkt worden; es ist das freilich eine wissenschaftlich völlig unzulässige Verquickung deutscher und nordischer Mythologie, die im kritischen Jahrzehnt auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Eine Anspielung auf den Geschlechtsnamen steht demnach fest, mag sie ausreichend begründet sich anlassen oder nicht. Wahrscheinlich liegt dem Geschlechtsnamen Nebel der altdeutsche Personenname Nitbald (= kühn im Streite) zugrunde, manchmal allenfalls Notbald (= kühn in der Kampfesnot) wie unter Absatz 16 (Heilig) etwas Aehnliches nachweisbar.

3. Es hieße, Eulen nach Athen tragen, wollte man noch mehr solcher Phantome als Beweisgrundlage zur anatomischen Zerlegung herbeischaffen. Bevor jedoch nach diesen Vorbemerkungen über die heraldisch ornamentalen Anspielungen die Untersuchung ein damit übereinstimmendes Faktum in der Ysenburger, Schlitzer und Riedeselschen Wappenornamentik herauszuschälen versucht, ist aus später zu verarbeitenden Gründen hinsichtlich der Wappenlegenden noch einiges in allgemeineren Umrissen übersichtlich darzulegen.

Auf den Schwingen der Phantasie der legendarischen Dichtkunst schaukelt sich gleicherweise ein Ysenburgisches und Riedeselsches Wappenmärchen; überall wiegt sichs und wogt es ja auf diesem Gebiete. Es sind in den Kreis der Erörterung zu ziehende, allerwärts auftauchende, meist erdichtete, die heraldische Ornamentik erklären wollende Entstehungsgeschichten, die allzuoft eines mit fühlbarer Absichtlichkeit ihnen zu eigen gemachten romantischen Charakters nicht ermangeln. Und warum dies? Weil die Herausarbeitung der Wappensagen auf dem Bestreben beruht, das Kleine, Schlichte, das Verstandene weniger als das Unverstandene, in seiner Nüchternheit und Unscheinbarkeit eben durch eine, wenn auch im ganzen geringfügige Ausschmückung ansprechend zu gestalten.

Aehnlich hat auf literarischem Gebiete Schiller z. B. durch die Einführung des durchaus ungeschichtlichen Liebesverhältnisses zwischen Max Piccolomini, dem Sohne des Verräters, und der Tochter des Verratenen, dem «Wallenstein» einen reizvollen romantischen Zug eingefügt, um eine Tragik im vollsten Wortsinne hineinzubauen. Nicht viel anders verfährt die Wappenlegende usw. So sagt Grimm einmal: «Um alles, menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub an Obst und Blumen setzt.» Altersgraue Wesenhaftigkeit[1], geschichtliche Wirklichkeit enthüllen demnach diese dichterischen Erzeugnisse, weder die so gearteten Bühnenspiele, noch die mancherlei Sagen, die Wappenmärchen nicht minder, keineswegs immer und überall; im Gegenteil.

Vorbilder für die heraldische Sage jüngerer Zeit waren die Blütejahrhunderte der Herold- und Wappendichtung, das 14. und 15. Jahrhundert. Mit aller Anstrengung veranstalteten Kompilatoren eine Nachlese auf den Wappenfeldern des älteren Rittertums, über die sich vielfach bereits Dunkel und Düster gebreitet, so sicherlich, daß des Ertrages nicht durchweg verlohnte. Die älteste Schöpfung dieser Art ist Konrads von Würzburg († 1287) «Turnei von Nantheiz (Nantes in der Bretagne)». Als Hauptvertreter bewähren sich dann die Oesterreicher Peter Suchenwirt, der mit großer Genauigkeit die glorreichen Heldentaten namentlich der österreichischen Edlen seines Zeitalters schildert, und Hans Rosenplüt, genannt der Schnepperer, «ein Wappendichter, der den Wappen der Fürsten nachreist». Wenn aber die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun: So steht es mit dem berüchtigten Turnierbuch des Reichsherolds

[1] Il arrive tous les jours que les incidents les plus authentiques se transforment en vagues suppositions, sagt ein französischer Geschichtsforscher.

Georg Rüxner, das dieser im Jahre 1530 veröffentlichte. Die Schar seiner Nachahmer verbreitert sich nach und nach ganz bedeutend; nachdrucksvoller, wie eben an Zahl erheblicher machten nun längst vergessene Dichter überwiegend aus Hofkreisen mit einiger Gestaltungskraft, vielfach auf den Schultern ihrer Vorgänger stehend, die groteske Phantastik bei der Hervorbringung der oft abenteuerlichen Spielereien daherklingen. Es sind meist naivere, dabei ganz über alles Maß hinaus verwässerte, in den Grundlinien immer wiederkehrende Seitenstücke der bewußten Chronikenerdichtung des Humanisten Heidenberg aus Trittenheim (vulgo Abt Trithemius), bei dem ein Hang zum Mysteriösen und Phantastischen die Triebfeder abgab. Allerwärts in den Ecken und Winkeln regt sichs unter den mancherlei Helden der Feder. Man könnte die bekannten Worte darauf anwenden: Da pfeift es und zirpt es, und klinget und klirrt, da ringelts und schleift es und rauschet und wirrt, da pisperts und knisterts und flisterts[1] und schwirrt. Vergleiche die krassen Fälle unter Absatz 6. Es war wesenloses Auferstehungsleben, und trotzdem eine Quelle nachhaltiger Wertschätzung bei nicht wenigen. Die Unkenntnis der Wappentechnik und was es sonst ist, nicht allein ehedem gang und gäbe, greift noch heutzutage, ohne Umstände zu machen, zu, unruhigen Blutes, ein Hans Dampf in allen Gassen: andere, Erzieher z. B. (vgl. Abs. 6, am Schluß), besteigen das Roß des Pegasus, um etwa zur Belebung des heimatkundlichen Unterrichts einen Beitrag zu schaffen, zu solchem nächstliegenden Zweck freilich nicht ungeeignet, aber für die Wissenschaft, für wissenschaftliche Förderung gänzlich untauglich — so wenig wie die Fabel vom Mann im Monde irgendwelche Fechsung willkommener wissenschaftlicher Ernte aufzubringen vermag.

Damit wären die allgemeinen Vorerörterungen unumgäng-

---

[1] Vgl. Kluge Etymol. Wb. d. d. Spr. s. v. flüstern.

licher Art am Ende angelangt. Der Kampf geht gegen die fälschlich ins Feld geführte Tradition[1] so oder anders, mit der sich auf dem einschlägigen Gebiete m. W. noch niemals jemand gemessen hat: Diesmal auf dem Gebiete der älteren Ornamentik des Ysenburger, Schlitzer und Riedeselschen Wappens und der bei ersterem und letzterem bestehenden Wappenlegenden.

Die Ysenburger Wappenornamentik und Wappensage.

4. Wie steht es mit dem allen, also zuerst bei dem Ysenburger Wappenschild? Ist da ein redendes Heroldsbild oder ein zutreffendes Wappenmärchen oder beides zugleich behauptbar, annehmbar? Bei dem Versuch der wissenschaftlichen Erforschung der hierher gehörigen Denkmäler, des Wirrwarrs, des Wahrscheinlichen auf dem keineswegs überbrochenen Felde ist die beste Methode der Auslegearbeit unwiderleglich, das Erforschliche mit allen Mitteln zu erforschen, das Unerforschliche einstweilen nach allen Seiten hin näher zu beleuchten.

Wo ist indes die alte Heimat dieses Wappenbildlichen etc.? Nicht dort, wo eine Inschrift (auf der Anhöhe über dem Dietrichsberg bei Gelnhausen an dem Parktor nach Gettenbach hin nämlich) in teilweise inkorrekter Wiedergabe eines dasigen Dialektes lautet: «Wu Vugelsbergk unn Spessert schihn wäi Bräud'r bei enanner stihn»; nicht dort, also auf der Linie Hanau-Fulda, wo innerhalb schwarz-weißer Grenzpfähle um den Büdinger Wald seit Jahrhunderten ein jetzt verästelter Zweig der Grenzau (Grensioie) — Cleeburger Linie, das Ysen-

[1] Vgl. G. F. Lipps, Mythenbildung und Erkenntnis 1907.

burg-Büdinger Adelsgeschlecht herrscht. Sein älterer Stammsitz ist vielmehr drüben im Engersgau (Bahnstrecke Engers-Sayn-Grenzau-Siershahn) auf der Ysenburg, jetzt eine Ruine, zu suchen. Der ältere Stammsitz ist in Rommersdorf[1] zu suchen, das urkundlich im Jahre 1041 erwähnt wird; Ysenburg erst im Jahre 1103.

Was bedeutet der Name der jüngeren Stammburg? Ysen-(besser Isen-)burg[2] ist identisch mit Eisenburg. Ortsnamen wie Eisenbach, Eisenach, Eisenberg u. a. gehen auf ältere urkundlich bezeugte Formen mit Ysen- und bezw. Isen- zurück. Wichtiger noch ist, daß iserenhot dasselbe ist wie das neuhochdeutsche Eisenhut. Das soll freilich nicht alles von ähnlichen Wörtern sein, die das ableitende r der älteren Wortformen aufweisen. Der Ysenburger Ludwig I. zu Büdingen hat anscheinend Eisenburg. SIGILLVM (das M ist unleserlich) L(Pferdefüße)VDVWIGI D(Pferdefüße)E ISENBURG (1214).

Der Ursprung des Namens des jüngeren Burgsitzes ist mit aller Gewißheit an dem Namen des Iserbaches, der sich an dem Fuße der Ysenburg dahinschlängelt, emporgerankt. Ein sprachliches Hindernis, beide gleichzusetzen, ist ausgeschlossen. Bachnamen eignet überwiegend ein ehrwürdigeres Alter als Burgnamen, obschon diesmal von einem keltischen Hintergrund nichts zu spüren ist, der nach dem Stande der wissenschaftlichen Forschung der älteste in jener Gegend ist. Das r in Iserbach darf nicht von der rechten Fährte ablenken: Eisen geht ja auf das altdeutsche isarn — isan, isern — isen hin. Ob der Bach in höherem Maße eisenhaltiges Wasser führt oder nicht, ist ziemlich gleichgültig — genug, wenn man ihn s. Zt. dafür gehalten und danach benannt hat; Braun- oder

---

[1] Bedeutung: zum Dorf des Hrodomar oder Hrommar; Vorname aus dem 8. Jahrhundert.

[2] So stammt der Name des Feldmarschalls York von Wartenburg von älterem Jarcke (= Koseform Ger-iko, kaum von Georg) nicht von englischem York, das Eboracum als Unterlage hat.

Sumpfeisenstein wird indes weithin in den Rheinlanden gefunden[1].

So erweist sich die Ableitung von dem Personennamen Iso als unbedingt verfehlt; das mag sonst Tatsache sein, hier niemals. Das Chronikalische hinsichtlich der Eisengewinnung und -verarbeitung stört ebensowenig. Um 800 n. Chr. verpflanzte sich die Eisenherstellung aus Steiermark nach Böhmen, Sachsen, Thüringen, dem Harz, Elsaß und Niederrhein; im 12. Jahrhundert blühten die niederländischen Eisenwerke. Damit fiele die Gegenteilige von Behauptung in nichts zusammen.

5. Wie verhält sich nun zu diesem Ergebnis die zu untersuchende ältere Siegelornamentik der Ysenburger, die hauptsächlich die beiden schwarzen Querbalken, -binden oder -streifen auf Silbergrund darstellt? Der Schild ist im allgemeinen zum erstenmale urkundlich ums Jahr 1180 ausgeprägt worden als der bevorrechtigte Träger des wappenmäßigen Bildes; unser Heroldsbild, das sich diesseits im Hessenlande vor allem durch die Jahrhunderte gerettet, kennt man wahrscheinlich erst seit dem Jahr 1213 durch das Rittersiegel Heinrichs von Ysenburg.

Es ist uns hier gleichgültig, ob die Vermutung berechtigt ist, das erwähnte Wappenbild habe den altüberkommenen Adler verdrängt; an der Verabschiedung der gesteckten Frage ändert es natürlich nichts, wie später erhellt. Gewiß, der Adler ist bei der jüngeren Linie Arenfels (Ar = Adler) einheimisch. Man könnte fragen, ob der letztere Name erst geprägt worden wie der der Ysenburg, oder, was glaubwürdiger, bereits vorher existent gewesen sei. Solches Kreuz

---

[1] Die Wenden kannten ums Jahr 593 noch kein Eisen; als sie später mit Karl dem Großen zusammenstießen, waren sie im Besitze von aus Deutschland eingeführten eisernen Waffen, und erst später gewinnt die Eisenindustrie, d. h. die aus Raseneisenstein (Ortstein, Limonit), bei ihnen solche Ausbreitung, daß man diese Zeit als einen besondern Teil der Eisenzeit betrachtet. Vgl. Hie gut Brandenburg alleweg! von R. Georg, S. 32. Dagegen aber erwähnt Caesar (D. b. G.) Eisengruben in Gallien.

und Quer jedoch — möglicherweise spielen auch Varianten herein — war in dem angezogenen Zeitabschnitt nichts Ungewöhnliches. Gegenwärtige Zergliederung prüft lediglich das dunklere Problem, das heraldische Element, das in dem Ornament der dunklen Querstreifen zutage tritt. Was wäre übrigens an diesem älter sein sollenden Heroldsbild unklares? Was soll der Adler anders bezeichnen als überragende Kraft, hohes Streben oder Weitblick? Die Nebenfrage, welche Dekoration höher in die Jahrhunderte hinaufreicht, kann somit diesmal unentschieden bleiben; welches der Grund zur Wahl dieser Streifen war, beschäftigt uns einzig und allein; das Adlerornament stört uns nicht.

6. Welche raschere Aufklärung des beregten Rätsels dieser altysenburgischen Querbalkenornamentik könnte die einschlägige Wappenlegende gewähren? Welches ist in kürzeren Strichen deren Inhalt, mangels der authentischen Quelle aus dem Gedächtnis entworfen?

So wie einst Friedrich Kind in einem seiner Gedichte sang («Es schallen die Hörner durch Dickicht und Wälder, es tönt uns dort oben vom Felsen herab ein hundertfach Echo zurück auf die Felder: Schnee wehet der Wirbelwind stöbernd herab. Er deckt die Gebirge, die Wiesen und Haine und gibt zur Verfolgung des Wildes die Spur»), so klingt es im Hintergrund durch unser heraldisches Märlein. Ein deutscher König oder Kaiser hatte sich einst im Winter bei tiefem Schnee auf der Jagd verirrt. Weit und breit waren Weg und Steg natürlich ununterscheidbar. Wo war seiner Meute Spürsinn? Stundenlang wanderte er umher. Die finsteren Riesentannen peitschten ihm mit den stacheligen Zweigen ins Antlitz und knarrten und ächzten in Stamm und Wipfel ihre Titanenwehklage durch das schaurige Helldunkel der Winternacht. Zu Tode erschöpft stieß der sich mühsam durch den Schnee hindurcharbeitende Szepterträger auf eine halbverfallene rauchgeschwärzte Köhlerhütte im unheimlichen Tannenwald,

aus der ein Glutschein stoßweise zum pechschwarzen Nachthimmel, wenig durch den Schnee gemildert, hinauf loderte. Der Meilerköhler tischte kärgliche Speise und saueren Trunk um den üblichen Gotteslohn vor dem wider Willen unsteten Wanderer auf und bot dem Obdachlosen harte Lagerstatt für die Nacht. Anderen Tags half er dem hohen Gaste durch das tiefverschneite Gelände, durch das Gestrüpp und Gesträuch, über die Blöße und das Blachfeld zurecht. Fürstlicher Dank fiel dem Getreuen zu, wie das Märlein noch kund tut, in den Schoß: Einmal ein Wappen, d. h. zwei einfache Kohlenstriche im Schneefeld; dann wohl die übliche Geldgabe und endlich zu diesem eine Vogtei irgendwo im weiten Lande, sogleich oder später.

Ein mannigfach verstärkter Zauberschein ungekünstelter Ursprünglichkeit umstrahlt diese Legende, eine Dichtung von solch dokumentarischer Fassung, daß sie auf den ersten Blick wie eine Darlegung einer zuverlässigen geschichtlichen Tatsache anmutet. Allein drüben im Nassauer Lande oder am Mittelrhein, oder jenseits des deutschen Stromes in der Trierer Einflußsphäre, soweit nicht sonderrechtliche Verhältnisse entgegenstanden, könnte die Wappenfabel bodenständig sein? Ein Ysenburger war schon sehr frühe irgendwo dort Vogteiinhaber[1]. Das ist aber nach dieser Richtung herzlich wenig von Anhaltspunkt. Wo wäre denn nun zudem dies Ereignis auf der Zeittafel der alten vaterländischen Historie einzugraben, das zu einer derartigen Belehnung (gewer) Anlaß geboten? Wo ist die Geburtsstätte der Ysenburgischen Sage, ihr Fundort? Das sind berechtigte Fragen; von zufriedenstellenden Antworten verlautet nichts: Kein vergilbtes, auch nur halbwegs authentisches Pergament belehrt ausgiebig darüber; alles läßt im Stich. Anderes, Gewichtiges spricht dagegen.

Unwiderlegliche Tatsache ist, daß im Landvolke mancher-

---

[1] Vgl. Archiv f. hess. Geschichte und Altertumskunde X, 443.

lei jahraus jahrein geradezu erfunden wird. So droben im Vogelsberg, wie Th. Bindewald (Oberhessisches Sagenbuch) aufführt; es ist nur eine arme Bäuerin, die da eine neue Mär in ihre Umgebung bringt.

Aus älterer Zeit wieder stammt die Gelasage, welche ein Gelnhäuser Historiker und Selbolder Poet vortragen. Der Vater Gelas gewann im Feldzug ein Beutestück, die Lieder Walthers von der Vogelweide, und schenkt sie seiner Tochter bei seiner Heimkehr. Das Edelfräulein liest darin auf der Stelle, wo nachher die Kaiserpfalz erstand; von einem Raubtier angefallen, rettet sie ein dazu kommender Reisiger, Friedrich Barbarossa. Jener Sänger erblickte jedoch tatsächlich erst 20 Jahre später das Licht der Welt, als der Zeitpunkt, von dem hier die Rede ist.

Anscheinend von einem Lehrer ist eine Legende erdichtet, um den im Volksmund gebrauchten Namen Mulstein (= zum Ulrichstein) für letzteren zu erklären.

Die Nidecksage kann erst nach der französischen Revolution etwa zusammengereimt worden sein, da sich ihr Hauptinhalt, die Pointe, sonst nicht recht begreifen läßt. Ein Förster soll der Verfasser sein, wie glaubhaft gemacht wird.

Wozu mußte Friedrich Barbarossas große Persönlichkeit doch herhalten? Wie viele romantische Histörlein hängen sich ihm an das Gewand! Von Gelnhausen bis hin zu Mafalda (= Mathilde) von Savoyen, der tapferen Partnerin Arnolds von Brescia und nachmaligen Gattin des Alfonso Henriquez, welchen die Königskrone Portugals bald darauf zuteil wurde. Eine ungeschichtliche Spielerei nach der andern macht sich da breit.

So vermag sich auch aus diesem Ysenburger Märlein, aus dem verwehenden Blütenschnee, keine reife Frucht zu entwickeln.

7. Die Querstreifenornamentik gewinnt somit nicht entfernt etwas durch die Wappensage, dem Anschein gemäß indes an

einem anderen ornamentalen Zuwachs, dem verschollenen Fünf-, Drei- und Zweizack, oder des letzteren allein, über den m. W. kein Märchen des näheren unterrichtet, durch das dies Wappenbild wohl oder übel aus Trümmern hervorgeholt worden wäre. Diese heraldische Gruppe setzte sich ziemlich frühe, obschon mit den Trägern untergehend, bei der Ysenburg-Grenzauer Linie fest: Zunächst bei Mechthilde, der Gemahlin Heinrichs II. von Grenzau, geb. Gräfin von Are und Hochstaden. Arenfels liegt bei Hönningen am Rhein, nach der Gräfin von Are benannt, der Gemahlin des Erbauers Heinrich von Ysenburg. Hochstaden liegt bei Geldern-Kevelaer im Regierungsbezirk Düsseldorf. Bei Mechthilde stellt das Ornament einen Zweizack oder -latz dar, welcher sechsmal übereinander auf der Innenseite des Mantelteils vertikal angebracht ist, der von der rechten Schulter herunterfällt. Auffallend ist die Sechszahl. Ists überhaupt eine Sonderornamentik sonst unbezeugter Art?

Dann trifft man diese wappenbildliche Gruppe auf dem Reitersiegel ihrer beiden jüngeren Söhne Ludwigs I. von Ysenburg und Büdingen und dessen Bruders Eberhard von Grenzau. Von ersterem wird berichtet, er habe zwei verschiedenartige Reitersiegel geführt: Ein früheres befindet sich im Archiv zu Koblenz, ein jüngeres mehrmals im Büdinger und Darmstädter Archiv. Nur durch den auf ersterem angebrachten Turnierkragen (wieviel Zacken hat dieser?) unterscheide sich dieses von letzterem. Einen Fünf- und Dreizack trägt das Reitersiegel seines jüngeren Bruders: jenen auf dem Schild über dem oberen Querbalken mit engeren Zwischenräumen als bei dem Dreizack auf der Pferdedecke über den zwei Querbinden.

Ihr ältester Sohn Gerlach I. warf kurz und bündig sein angestammtes Wappen zum alten Eisen und erkor das Covernsche — ein für das damalige Zeitalter nach dieser Richtung nicht gerade überraschendes Schattenbild. Damit vergleiche man die Wappensage! Welche besonderen Gründe,

hier interessierender Art waren es? Waren solche etwa nicht vorhanden? Wie reimt sich das mit dem Wappenmärchen?

Anderes Quellenmaterial zur Ergänzung, Vervollständigung stand dem Verfasser dieses Aufsatzes auch in diesem Zusammenhang nicht zur Verfügung. —

8. Was hat es nun mit der bei oberflächlicher Musterung tatsächlichen Unbestimmtheit der Querstreifenornamentik auf sich? Untrügliche Wahrzeichen gestatten einen neuen Modus eines Lösungsversuchs mit Richtpunkten, gestützt durch eine verhältnismäßig größere Anzahl von durch Vergleich gewonnenen Argumenten fraglos bedeutsamer Art. Der Schérersche Satz in seinen Études d'histoire et de critique darf noch immer den Anspruch auf Richtigkeit behalten: La comparaison est le principal instrument de la science. Was ist in dieser Hinsicht das Wichtigere?

Die Querstreifen ziehen sich um die Mitte des Schildes etwa, der in der ältesten Zeit die Gestalt eines auf der Spitze stehenden gotischen Bogens aufweist, und weiter nach unten hin quer über den Schild und veranschaulichen dann und wann unterscheidbar eine Erhöhung; ebenso ist letzteres auf Ysenburgischen Münzen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts zu erkennen. Bloß ein einziges Mal wahrscheinlich rankt sich ein sicher willkürlich angebrachtes Blattornament (ohne freilich jemals Kleinod gewesen zu sein?) über die Querbinden hin. Das ist dann auch wieder ein Abbild davon, wie alles noch im Werden, im Fluß ist; ähnlich verhält es sich bei Philipp II. und Eberhard (Sohn Lothars, Enkel Ludwigs), die, wie aus guten Gründen anzunehmen ist, die Querstreifen nicht in ihrer Wappendekoration haben. Die Limburgische Branche behielt lediglich einen dieser bei.

Für gegenwärtige Untersuchung indes und deren sachgemäßen Abschluß ist es belanglos, wenn zeitweilig solche und andere kurzlebige Verschiebungen zu begründen sind; den Hauptstützen ist eben natürlicherweise der stärkste Nachdruck

beizumessen: Wie sollte die überzeugende Eindeutigkeit des Wappenschmucks durch solche ephemeren Seitensprünge eine Einbuße von Erheblichkeit erleiden? Würde sich diese Ornamentik durch die Jahrhunderte hin behauptet haben, dann wäre die Ertragslosigkeit allein ein Grund der Nichtberücksichtigung.

8 a. Es ist vor allem auch diesmal wieder eine Vorfrage zu erwägen, aus welchem Stoffe nämlich die Schilde in jener Frühzeit des Rittertums gefertigt waren, da aus dem Endergebnis unserer Ausführungen hervorgeht, daß es nicht nur bemerkenswert, sondern geradezu ausschlaggebend, ob es Holz war oder etwas anderes. Sie bestanden meist aus dünnen Brettern, deren Rand mit dünnem Metallblech, seltener Silber, beschlagen war. Dabei blieb es über die Epoche der Völkerwanderung und den Merowinger hinaus; bis ins 15. Jahrhundert hinein wurden, wie sonst berichtet wird, die Waffenschilde des Mittelalters beinahe durchweg aus Holz gezimmert oder ausgehauen: In dem Bestande der Museen haben sich hin und wieder einige vortrefflich erhaltene Exemplare angesammelt.

Welches sind die Quellen für diese Tatsache der fast ausschließlichen Konstruktion, Herstellung aus Holz? Es seien deren zwei erwähnt: Wolfram von Eschenbach im Parzival (des schilt was holz. do vunden si den schilt got verbrunnen) und Gottfried von Straßburg (des schilt was verbrannt) [1]. Als größte Seltenheit allein werden Schilde aus Elfenbein im Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht und ströherne in dem Buche des Spielmannskönigs vom Odenwald erwähnt. In den Hessischen Blättern für Volkskunde ist eine Stelle aus dem Reichenbachschen Memorial angegeben («den 26. Jan. 1606 Königreich zu Reichenbach gehalten. Rex sorte electus erat Hanns Krig Jun.

---

[1] „Wollet denn gehen im Gewande des Krieges zu schauen den Herrn unterm Schirme des Helmes, doch lasset die Lanzen, die l i n d e n e n Schilde ruhig erwarten der Rede Beschluß“. Beowulf II.

in domo Bilgeri»), so daß wir der Bedeutung des Wortes «König» in diesem Zusammenhange etwas näher kommen. Der stumme und doch so beredte Träger des wappenmäßigen Bildes, der meistenteils unlösbar, elastisch mit dem Adelsgeschlecht zusammengeschweißt auftritt, war demnach allen Nachrichten entsprechend gemeinhin ein Holzschild; Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

In der Frühzeit bis um 1180 etwa waren die Schilde ohne besonderen Zierat, d. h. ohne ein anderes als allgemeines Ornament. In der Merowingerzeit und weiterhin trugen die Schilde der Vornehmen, wie schon kurz erwähnt, mehr oder minder reich verziertes Beschläge. Diente dieses damals und in den jüngeren Jahrhunderten neben gröberen Mustern durchweg zu Putz und Staat etc.? Jedenfalls sollte dieser Bestandteil der Rüstung von jeher vorweg die Brust des Kriegsmannes decken als erprobtes Schutzmittel gegen Bolzenschüsse, Beilhiebe, gegen Schläge der mit Stacheln besetzten Morgensterne, gegen Lanzenstiche. Zaubersprüche vermochten da nichts, wenn der Kampf mit aller Wildheit tobte, wenn die Ritter gewappnet in die Schranken der Stechbahn trabten und die Gegner aufeinander prallten, oder draußen auf der Landstraße, auf der Heide oder anderswo einen Strauß rühmlichen oder unrühmlichen Gepräges ausfochten.

Ein solcher Gesan (= Gesegenen, Segen), einem vogelsberger bäuerlichen Gesanbuch entstammend, Abschrift aus mehreren Zauberbüchern, lautet: Ich beschwöre dich, Geschütz, Stahl und Eisen, alle Waffen gut und bös, bei Christi Blut, daß ich nicht beschädigt kann werden im Namen Gottes des Vaters usw. Amen.

Wenn da von Speer, Kolben, Streitaxt und Flamberg die Funken stoben, gabs zum mindesten Splitter und Risse (Biterolf 995: do hete man ir daz geseit dass ir liehten schilden breit von den swerten waeren schart).

Es läßt sich aber beobachten, daß man zur Festigung der

Hauptangriffsstelle, zur vermehrten Sicherung gegen das Beschädigtwerden in den mancherlei Fehden, die damals gar nicht aufhörten, oder um dem Rissigwerden nicht minder durch Austrocknung vorzubeugen, Eisenbeschläge, Eisenbeläge querüber wie hier bei dem Ysenburger Schilde oder sonstwie angebracht, und dies nicht bloß als Notbehelf und Flickwerk. Ferner nagelte man metallene Querbinden auf, meist dünngeschlagenes Eisen, aber erst in jüngerer Zeit, um das entsprechend gefärbte Leder festzuhalten. Durch diese Vorrichtung wurde einiger Schutz gegen Witterungseinflüsse schädigender Art und gefälligeres Aussehen erzielt. Dies Verfahren war, wie bei einem halben Hundert Schilde ersichtlich, ohne eine genauere Auszählung weiterhin vorgenommen zu haben, unwiderleglich in Uebung, und dies auch dann noch, nachdem ein bestimmtes Heroldsbild Eintrag gefunden, so daß stets durchleuchtet, welche besondere Bewandtnis es damit hatte.

8 b. Ein solches Beschläge, das ehedem gleichförmig mit der bestehenden Ausgestaltung in zwei Querbinden aus Eisen sein mußte, sanktionierten die Ysenburger bald nach 1180 als Motiv für ihre Wappenornamentik; in abweichender Wertung bloß ist letztere bei anderen, aber nahezu ausschließlich jüngeren Adelsgeschlechtern, keineswegs Seitenästen der Ysenburgischen Familie, wahrnehmbar, die sich wohl an das heraldisch Kristallisierte ihrerseits anlehnten; doch soll über den Wechsel der Bedeutung diesmal eine Auseinandersetzung unterlassen werden, da das zu weit abführte. Die verhältnismäßig beträchtliche Anzahl dieser Querbindenschilde klärt gewiß umfänglicher darüber auf, daß dieses Eisenbeschläge ins Auge fallen mußte und schon darum eine vortreffliche Unterlage für einen Wappenschild abgeben konnte. Ueber nachträgliche Verschiebungen der Ornamentik innerhalb der Ysenburger Adelswelt haben wir da und dort reichlichere Angaben, die dieser Abhandlung wenig Förderung verschaffen.

Bei den Ysenburger Wappen ist außerdem eine Bekräfti-

gung dieser Annahme anzusetzen, wenngleich mit jenem Beweisgrund allein bereits eine gewisse Gewähr für die Zulässigkeit der Verwendbarkeit des Arguments zur Verfügung steht, indem nämlich auf älteren Wappen offensichtlich eine Erhöhung der Querbinde sich abhebt (Absatz 8): Das wäre natürlich ein zweites bedeutsames Indizium dafür, daß man Eisen im Feuer gehabt hat.

Ein drittes Merkmal für die Richtigkeit unserer Ausführung läßt sich dann darin erblicken, daß die Querstreifen bei der älteren Ysenburger Branche gegenüber der roten Färbung bei einem freilich jüngeren Seitenzweige, die Farbe Schwarz aufzeigen, und diese in ihrer Weise mit den apokryphen Kohlenstrichen herauszuputzen, bemüht sich die legendarische Wappendichtkunst recht zweckwidrig. Eisenbeschläge gedachter Art mit Pech zu schwärzen, könnte in jenem Zeitalter längst Brauch gewesen sein; die Römer waren vielerseits die Lehrmeister der Germanen: Bei Vitruv, Sueton, Plinius, Caesar, Vergil u. a. findet ähnliche Hantierung Erwähnung; da die Römer wohl schon den Hufbeschlag kannten, nicht nur den Eisenschuh, dann sicher auch ein übereinstimmendes Verfahren, das den Anwohnern des Limes, die mit den Südländern anscheinend auf gutem Fuße gestanden haben, nicht unbekannt bleiben konnte; was sollten die dort Kohl und Rüben bauenden Veteranen auch daraus ein Geheimnis machen?

Daß es mit den Kohlenstrichen im Hintergrunde der romantischen Entstehungsgeschichte Blendwerk ist, erscheint in etwas durch das Verfahren Gerlachs I., der doch auf kaiserliche oder königliche Maßnahmen (Absatz 6) gebührende Rücksicht hätte nehmen müssen und zutreffendenfalls ohne Frage genommen hätte, ganz eigentümlich beleuchtet. Dazu die Tatsache: Erbauung der Ysenburg im Jahre 1103, Auftauchen der Schildornamentik ums Jahr 1180, die Möglichkeit des Nachweises der Querbindenornamentik gleich danach im Jahre 1213 (Absatz 5). Geschichtliches über gleichzeitig bestehende sonstige

Wappenbilder bei den erlauchten Ysenburger Geschlechtern ist nicht überliefert. Nicht anders dürfte man den Tausch zwischen der schwarzen und roten Färbung einschätzen, der den Eindruck macht, als ob die behauptete Tradition (Absatz 6) keinem Strohhalm gleichzuachten wäre. Der Firnis, die Patina bekommen starke Risse.

So sind denn einzelne Kennzeichen als Unterlagen unserer Behauptung aufgefunden: Das Wappenschild und seine geschichtlichen Daten, die Figuren, die Erhöhung der Querbinden, deren Färbung, das summarische Verzichten des Stammhalters, sowie das teilweise Preisgeben bei der Limburger Branche. Die eingebildete Unerklärbarkeit schwände sicherlich nicht, sofern auch bloß eines dieser Momente der Ausschmückung zu Gebote stünde. Die Wappenfabel hat sonach den körperlosen Gehalt ungezügelter Einbildungskraft zu einem Nebelbild verarbeitet, das im scharfen Luftzug hurtig zerstäubt.

8c. Und welches war das Warum, solch grobkörniges Eisenbeläge, solch derbe Prosa des alltäglichen Einerlei, solch anmutlose Gewöhnlichkeit (wie man so vielfach sagen hört) zum Herolds- und redenden Siegelbild, was mit jener romantischen Schönfärberei unvereinbar, zu erkiesen? Weil es gleich nach 1180 geschah, so geschah es mit aller Ueberlegung, was man von den Nachahmern nicht immer sagen könnte. Ohne irgendwelche störende Floskelmacherei sollte gerade dieser schwerfällige, aber sinnreiche Putz und Staat (wie bei Arenfels z. B. der Adler oder Aar) auf den Geschlechtsnamen des erlauchten Schildträgers anspielen und zwar auf den ersten Bestandteil Ysen oder Eisen.

Wer gedächte nicht bei diesem Sinnbilde an das Sprichwort: Die Deutschen kriegen mit Eisen, nicht mit Gold! Wer erinnerte sich nicht an das stolze, echt deutsche Lied Friedrichs de la Motte-Fouqué, das allgemein bekannt! «Sag' an, mein Freund», so klingt es dort, «wie stark ist deines Königs Macht?» — «Wie Stahl und Eisen», sprach der Preuße mit Bedacht.

9. Zur Nutzbarmachung, zu nur bruchstückweiser indessen, ohne darum ganz aussichtslos zu sein, fordert dann noch die übrige Ornamentik heraus, namentlich weil mit deren Einbezug ein Ausfall eingeheimst wird, der eine wertvolle Harmonie erschließen würde: Es ist der Fünf-, Drei- und Zweizack oder lediglich ein Bruchteil desselben. Was sagen die Unstimmigkeiten, um die nur herumzukommen ist, sofern die beiden ersten Anfügsel ausgeschaltet werden? Nach Ledeburs Vorgang müssen die drei- und mehrzackigen Heroldsbilder nicht als redende Schild- oder Siegelornamentik im allgemeinen Sinn, sondern als Turnierkragen, die aus Belgien und den Niederlanden in die romanischen Länder eingedrungen und sich dann in deutschen Gebietsteilen längs des Rheins und in Westfalen heimisch gemacht, charakterisiert werden. Bei dem ausgestorbenen nassauischen Adel läßt sich ein Turnierkragen etliche 30—40 mal beobachten, wobei jedoch unvermeidlich nicht alle einbegriffen sein können, da Siebmachers Lexikon sie nicht sämtlich vorführt. Einige Nebenbemerkungen lassen sich nicht umgehen.

Daß das doppelte, redende Wappenschild im engeren Sinne auf dem Reitersiegel fünf- und dreilatzig angebracht ist, muß wohl aus technischen Bedingtheiten geschehen sein; es hätte sich unverkennbar nicht so vorteilhaft ausgenommen, wenn auf der Pferdedecke nochmals ein Fünfzack sich breit machte. In jüngerer Zeit verschwindet dies Ornament, und taucht etwas mit dem Zweizack Uebereinstimmendes ebensowenig jemals wieder auf; stumpfweg sind sie alle, wie wohl nach vorstehender Darlegung z. T. mindestens natürlich, nach einem irgendwo und irgendwann gefallenen Ausdruck Friedrichs des Großen mit den jeweiligen Trägern kinderlos verstorben.

Sollen der Drei- und Fünfzack die jüngere Geburt des Wappeninhabers verraten, so trifft das bei Eberhard und Ludwig I. zu; wie wäre dies indes bei deren Mutter zurechtzulegen, bei welcher der nach der Theorie Ledeburs ungewöhn-

lichere Zweizack und zwar sovielmal übereinander auf der gleichen Unterlage abgebildet ist, ohne irgendwelche sonstige Wappenschild- oder Ornamentikzugabe (Absatz 9 unten), da sie doch als Gräfin von Are und Hochstaden im roten Felde den silbernen Adler führte. Da haperts denn recht kräftig; Arenfels und Hochstaden haben roten Schild und weißen Adler — unserer Auslegung nicht zum Nachteil.

Weil jedoch ihr Sohn Gerlach (Absatz 7) das mütterliche Wappen annahm, das väterliche, angeblich aus hoher Hand doch seinem Geschlechte verliehene (Absatz 6), sonach damit abkappte, möchte es da die Mutter nicht für ausgleichend notwendigerweise gehalten haben, einer Ysenburgischen, halbwegs verschollenen oder jetzt unverständlich gewordenen Dekoration (und es konnte ja damals noch nicht eine so lange Spanne Zeit dazwischen liegen, daß dies Wappen erstmalig in Gebrauch genommen wurde) wegen der Unscheinbarkeit der Querstreifenornamentik oder Alltäglichkeit (Absatz 8 c), wiederum oder sonstwie zu Ehren zu verhelfen, vielleicht zudem, da eine starke Aehnlichkeit zwischen dieser und dem Turnierkragen im Wappenfelde ihrer Söhne das willkommene Ergebnis? Welches andere Ornament befand sich letztlich vielleicht noch auf dem Ysenburgischen Wappenschild des einen oder andern Gliedes vor 1200 oder dem ihrer Mutter? Daß der Zweizack, ohne einen Schild wiedergegeben, denn der Ausschluß vom Schildesamt (für sie, wie erst für deren Mutter!) war ja kaum vorüber, mit der Inhaberin unterging, ist weiter nicht auffallend und kann es auch nicht sein — ältere Urkunden auskunftgebender Art sind dem Vermuten nach nicht vorhanden — ist aber keineswegs ein Beweis dafür, daß dies auf besonders schwachen Füßen gestanden hätte und darum bald zu dem großen Unbekannten und Unverstandenen hätte eingerechnet werden müssen.

Obgleich jedoch ein unleugbar zuverlässiges Resultat nicht gewonnen, wenn unsere Ausführungen dadurch wesentlich

nicht zu apodiktischer Gewißheit gefördert werden, da das zweilatzige Denkmal nicht durchsichtig genug, so ist die Wappenfigur der vielfachen doppelzüngigen Hydra dennoch unter keinen Umständen voreilig mit Füßen zu treten; es dürfte unter Berücksichtigung der fließenden Verhältnisse jener Frühzeit etwas Minutiöses von Brauchbarkeit aus diesem Phantom herauszuklauben sein. Ein eigentlicher Schild fehlt, wie nachdrücklich zu betonen ist; die Ornamentik jedoch ist da. Die Annahme liegt nahe: Es könnte dies eben absichtlich bewirkt sein, weil dieser Ausschluß der Frau vom Schildesamt vor der Mitte des 13. Jahrhunderts bestand und das Heroldsbild an sich und aus technischen Gründen für ausreichend angesehen wurde; bald nämlich nach diesem Fall aus dem Jahre 1264 begegnet uns der Schild ebenso bei Frauen (1279, 1301 und 1302), im letzten dieser Jahre sogar deren zwei auf eine Persönlichkeit vereinigt — eine Art potenzierter Reaktion.

Sollte dagegen trotz allem etwas Material zu harmonischer Vervollständigung unserer Vermutung dabei auszulösen sein, und dies aus dem Umstande, weil auf manchen anderen Wappen, wie z. B. bei einer allerdings jüngeren, nichtadeligen Familie Hauser eine ganz gleiche Figur zu entdecken ist (Seyler, Heraldik, S. 186), die ausgerechnet eine unzweideutige Anspielung auf den Geschlechternamen vergegenwärtigt (vgl. Absatz 2), so wäre es dies: Bei der tatsächlichen Berechtigung dieser Heranziehung bestünde bei unserem Gegenstande des Nachdenkens ein ähnlicher Hintergrund, nämlich eine Gleichartigkeit der Zeichnung mit dem abschließenden Zinnengemäuer eines Bergfrieds, dann auch dem Fallgatter oder der Serre am Portenhaus im Burgzwinger; der Zweizack, ein bekanntlich nur sporadisch festzustellendes Wappenornament, wenn es nicht möglicherweise doch vorher bereits gemeinysenburgisch war, offenbart sich demnach anscheinend als ein typisches Merkmal oder Wahrzeichen jedweder Burganlage, die manchem, der rasch und oberflächlich Einblick genommen, als ein Chaos

oder Labyrinth vorschwebt, dem sorgfältig vergleichenden Beobachter jedoch völlig andersgeartet vor Augen steht. Ein Gegenüberhalten von anderen Wappen, bei denen das Ornament das Wort «Burg oder Schloß» versinnbildlichen soll, erhärtet die Zulässigkeit der Auffassung (vgl. Absatz 13).

Welche Ergänzung brächte das also? Zu der unbestreitbaren Stichhaltigkeit jener Entdeckung, daß in den beiden Querstreifen ein prägnantes Sinnbild für den ersten Bestandteil des Geschlechtsnamens Ysenburg anzunehmen ist, käme die folgerichtige Meinung mit rückwirkender Kraft u. U. hinzu, daß die weitere, vermutungsweise verschollene Ornamentik, die zweilatzige, heraldische Figur, den unfertigen Schattenriß einer Burg, diesmal demnach den zweiten Bestandteil des Familiennamens Ysenburg zur Schau stellen soll, und dies um so mehr wohl mit allem Vorbedacht, wie in dämmernder Erinnerung, weil der älteste Sohn Gerlach, der Stammhalter der Branche, sich von der Benutzung des doppelt «ehrwürdigen» Familienstückes (vgl. Absatz 6) allvermögend entband, während sonst bloß e i n Streifen sich vererbt (Absatz 8): Alles das am Ende Spuren für die Verwertbarkeit unserer Hypothese. Ohne Zweifel dürfte hinsichtlich der zweilatzigen Dekoration ein gewisser Zusammenhang da sein, wenn nicht alles trügt. Man hätte natürlich in diesem Falle ursprünglich Zusammengeschweißtes oder nebeneinander Bestehendes auseinandergerissen, nämlich die heraldischen Figuren für Ysen- und -burg.

10. Danach wäre das Ysenburger Wappenbild schließlich gar eine Verstümmelung, ein Torso, und wie die eingangs (Absatz 3) nachdrücklich hervorgehobenen Tatsachen nun einmal um die Wetterecke bringen dürfen und können, so ist schwerlich ein Hindernis gänzlich störenden Charakters bei solch gewichtigerer Grundlage diesmal in den Vordergrund zu stellen. Wo wären denn auch die Geschichtsblätter, die bis auf die ersten Jahre, Monate, Tage zurückgingen, Zeugen der mehr oder weniger feierlichen etc. Ingebrauchnahme? Die Be-

weismittel für diese Vermutung haben offensichtlich mehr Boden als die für das Gegenteil. Es muß sicherlich dennoch ein offener kritischer Punkt in etwas bleiben, die dem einen oder anderen Forscher ein Ausgangspunkt zur Weiterarbeit sein könnte. Wenige Spuren, zumal in so winziger Ausprägung, vermögen oftmals keine befriedigende Vorzeichnung eines gangbaren Weges zu bieten; wer wollte die unausgesetzten Verschiebungen auf die leichte Schulter nehmen? Das unruhige Hin- und Her, der vorläufige Abgang von geeigneten geschichtlichen Niederschlägen, gewährt wieder zu wenig festen Boden. Schade, daß das manchmal gehaltvolle Krimskrams, wie es manche in ihrem Unverstand zu nennen belieben, das in den Schreinen und Truhen der nicht selten schweigsamen Archive ein idyllisches Dasein führt, nicht längst ohne Ausnahme in den Streit der Meinungen hineingetaucht ist, so daß die wissenschaftlichen Werkstätten weniger spärlich womöglich dann daraus den Rohstoff selbst zu erheben in der Lage wären. Man wird sich einmal mit dem Ausspruche des Exulanten zu Tomi am Schwarzen Meere, jenes produktivsten, aber auch — phantasiereichsten römischen Dichters, trösten müssen: Adhuc tua messis in herba est.

11. Was ist nichtsdestoweniger das Endergebnis der Durchstöberung der bis daher zugänglichen einschlägigen Ysenburgischen Urkunden? Hinsichtlich der mehrfach aufgeführten altertümlichen, keineswegs unerklärbaren Ornamentik ist einmal an der unwiderleglichen Ansicht festzuhalten, daß ein Namen- oder redendes Wappen starre Tatsächlichkeit, mag sich einstweilen auch nur ein Bruchstück, der erste Bestandteil (Absatz 8), mit voller Glaubwürdigkeit, der zweite Bestandteil jedoch mit bloß knapper Wahrscheinlichkeit außer Frage stellen lassen; dann, daß sich an der Ausschmückung eine Wappensage in grotesker Phantastik emporgebildet hat trotz der sich zwischen beiden Erscheinungen bemerkbar machenden weitklaffenden Zusammenhangslosigkeit: Das Wappenmärchen ver-

hüllte, verdunkelte mit seiner zielbewußten, aber ungeschichtlichen Wichtigmacherei ohne die übliche hypothetische Verwahrung, die dergestalt bei bestehendem, greifbarem, gewichtigerem Untergrund, der unbestreitbaren Anspielung auf den Geschlechtsnamen, nach dieser Seite hin, unbedingt überflüssig war.

Gegenwärtige Gedankenreihe haucht den Ysenburgischen, patriarchalischen Ueberbleibseln neuen Odem, neues Auferstehungsleben in anderer Gestalt ein, und das allewege und allezeit gegenüber der verwerflichen Unwahrheit und der schädigenden Traumwelt der legendarischen, grübelnden Ideenverbindung, reich an Trugwerk, arm an Zuverlässigkeit; die günstigen Wachstumsbedingungen ließen das Geranke überaus weit sich sperren, so daß die Ernte ausbleiben mußte — ein trauriges Gegenstück zu dem hochbedeutsamen, eisernen Bestand der Jahrhunderte.

Die Schlitzer Wappenornamentik.

12. Zu einer ähnlichen Deutung drängt sodann das alte Schlitzer Wappenbild. Das Städtchen Schlitz liegt im Nordosten der Provinz Oberhessen, weithin bekannt durch seine hervorragende Textilindustrie, die in der Vorgeschichte zur Gründung des Zollvereins (1834) eine gewichtige Rolle spielte. Das dort ansässige Grafengeschlecht von Schlitz, gen. von Görtz [1], ist dasselbe, das schon mehrmals Seine Majestät den Kaiser zu seinem Gaste gehabt hat. Das gräfliche Schloß ist durch eine Hallenburg ausgezeichnet.

---

[1] Urform ist Gerzo, Diminutiv eines Personennamens (Vollnamens) wie Gerfrid, Gerbald, Germar.

Aeltere Beschreibungen der Wappenornamentik aus dem Jahre 1373 des Adeligen de Slusze reden von ungleichmäßig gezinnten rechten, dann wieder von schräglinken Balken, Schrägzinnen, von einem Zinnenbalken und Gatter.

Von einer Wappensage hat der Verfasser trotz mehrfacher Bemühung nichts erfahren können.

Eine Bereinigung der Frage nach dem Hintergrund des Geschlechtsnamens de Slusze, jetzt von Schlitz, der mit dem Bach- und Stadtnamen ohne Frage übereinstimmt, lenkt uns auf den rechten Weg, so daß auch diesmal das eigentliche Thema, die Untersuchung des Sinns der Ornamentik, derart anzuschneiden ist.

Des Bachnamens Slutisa geschieht im Jahre 1011 Erwähnung; er ist entweder von dem althochdeutschen sliht, sluht (= Schlucht) oder von dem jüngeren slote, sluote (vgl. altenglisch slohter = unebenes Gelände mit Tümpeln, Löchern; Sumpf) herzuleiten.

Der Stadtname lautet in den verschiedenen Jahrhunderten Slusze, Slidesa, Slitissa, Slidese, Slitese, Slidse, Slytzs mit ungleichmäßigem, aber grammatikalisch leidlich einwandfreiem Konsonantismus und Vokalismus.

Dem Bach-, Stadt- und Geschlechtsnamen eignet also gleichmäßige Orientierung an einem der aufgeführten Grundwörter; der Wechsel im Vokalismus erinnert an gleichförmige Ortsnamengestaltung wie Grinda, Grunda, Gründau; Bullinges, Billings; Birgeln, Bürgel; Nuwenheim, Niwenheim, Nauheim; Biringa (Venantius Fortunatus, identisch [?]), Buodingen, Büdingen; Wullenstat, Willenstadt, Wöllstadt; Quirinbach, Kiurinbach, Kurenbach, Kürnbach u. a. m., was als Zusammenfall des ü-Lautes mit i in den Mundarten zu verdolmetschen ist.

13. Wie verhält sich nun dazu das redende Heroldsbild? Letzteres soll wie bei einigen 50, 60 anderen Wappen mit mehr oder weniger geringen Abänderungen eine Burg- oder eine Schloßanlage vor Augen rücken, genau wie bei dem

Zweizack des Ysenburger Wappens, obgleich letzteres Ornament allerdings umgekehrt stehende Zacken hat (Absatz 9). Warum sanktionierte der Ahnherr des erlauchten Schlitzer Geschlechts gerade dieses Wappenschild? Weil zwischen dem adeligen Familien- und dem Stadtnamen in der älteren Gestalt Slutisa, Slusze (erstere vermutungsweise, letztere geschichtlich) und dem altdeutschen slôz (arx, castellum, turris etc.) oder seiner sprachgeschichtlichen Verwandtschaft eine starke Gleichförmigkeit unverkennbar ist. In dem Oberhessischen Wörterbuch von W. Crecelius sind einige diesmal sprachlich interessierende Anklänge verzeichnet: sluszil, sluszelecht und es sluszelt sich. Man versteht außerdem im Vogelsberg unter einem Schlüssel im weiteren Sinne gemeinhin einen winkeligen Ausschnitt an einem Acker-, Wiesen- oder Waldstück, wobei eine gewisse Aehnlichkeit mit einem altmodischen Schlüssel auffällt, wie sie da und dort, auch in Oberhessen, noch an Scheunen und Gartentüren, besonders bei Gärten, die vor dem Orte liegen, benützt werden; «sie rosten nicht, brauchen nicht geölt zu werden und können, wenn das Material gut gewählt war, Jahrzehnte lang halten». In ihrer Form, ihrem Modell und System, scheint es, sind sie den hölzernen Schlüsseln aus spätrömischer Epoche nachgebildet, die am Bart zwei oder mehr Zinken zum Heben und Schieben aufweisen; man hat solche auf der Hunnenburg, in Gernsheim, auf der Capersburg, am «Dimesser Ort» und in Friedberg (Oberhessen) aufgefunden. Vgl. das Limesblatt 1892, S. 3.

Was anders ist genau so aus dem weitverbreiteten Familiennamen Schlüts, Schlüter und Schlütsmeyer als Erklärung herauszubuchstabieren als die Bedeutung «Beschließer»?

Es wäre demnach als Endergebnis unwiderleglich anzusprechen: Der Bachname Slutisa übertrug sich auf die Stadt und damit auf das Adelsgeschlecht. Gemäß diesem Namen prägte man irrtümlicherweise durch einen Fehlschluß die zu erforschende Schlitzer Wappenornamentik. Nichts wohl in der

Heroldsbildsymbolik war imstande, rascher dem Aufseher bei den Turnieren und sonst den Schildträger zu kennzeichnen oder erraten zu lassen, als diese äußerst bescheidene Zier, obschon also auch diesmal dem Schaugepränge nüchternsten Charakters eine Inhaltsgleichheit mit der etymologischen Meinung des Grundwortes keinesfalls zugesprochen werden kann, weder so noch anders — und das ist für den Gegenstand unserer Untersuchung die Hauptsache.

Die Riedeselsche Wappenornamentik und Wappensage.

14. Gleiches Mißgeschick offenbart endlich die Riedeselsche Wappenornamentik, das bekannte Grautier mit Riedgras (carex disticha s. intermedia). Das Archiv des hess. histor. Vereins behauptet, es sei ein hircus.

Man bildete auch hier, wie in so vielen Fällen, die Wappenornamentik und Wappensagen an dem adeligen Geschlechtsnamen empor und tat so, als ob es umgekehrt gewesen wäre; die Wappen dieser Familien sind also für die Erklärung der Namen oftmals ganz wertlos.

Es kämpfen überdies wahrscheinlich früher bereits zwei gegensätzliche Elemente in dieser Sache gegeneinander, da eine unbeglaubigte Legende fraglos jüngeren Datums darauf abzielt, durch einen nicht minder also ins Gebiet der Mythe zu versetzenden Eselsritt die Entstehung des Geschlechtsnamens und gleichzeitig diejenige der Ornamentik aufzuklären. Welches ist eine dieser Riedeselschen Wappensagen?

Ein Kaiser verirrte sich eines Tages auf der Jagd im Walde und kam in große Not und Gefahr seines Lebens, als ihn ein Ritter sah und den Erkannten auf den rechten Weg

und zu seinem Gefolge brachte. Zum Dank dafür schenkte ihm der Kaiser so viel Land, als der Vasall in drei Tagen auf einem Esel umreiten könne. Letzterer saß sofort auf, und des Landes war keine geringe Strecke, das er so zum Eigentum erwarb. Von dem Eselsritt nannte ihn das Haupt des Reiches Rittesel, das später zu Riedesel sich umformte, und gab ihm des Tieres Kopf in sein Wappenschild. So und ähnlich die Sage gegenüber der geschichtlich bezeugten Tatsache, daß ein Riedesel im Jahre 1417 auf dem Konzil von Konstanz die Ritterwürde erhielt. Die Parallelen der Wappensage müssen noch ungeschichtlicher anmuten.

Der Familienname muß jedoch älter sein als das Heroldsbild, wie wir aus der einschlägigen Nachricht wissen; es kann zudem eine Beziehung zwischen beiden bestehen. Es empfiehlt sich somit, wiederum den Versuch zu machen, die Unterlage des Namens möglichst sauber herauszuschälen, denn dieser stellt selbst einigermaßen hinlängliches Material zur Verfügung, zumal er bereits um 300 Jahre früher erscheint, als die geschichtlich beglaubigte Uebertragung der Ritterwürde erfolgte.

Teuers «Geschichtshistorie der Freiherrn von Münchhausen» verzeichnet als nachweislich früheste Namensformen: Ritehesel um 1149, Rithesel 1272, Reitezel 1324; Solms-Rödelheimer Regesten führen auf: Rytesel, Rydesil 1319, Rieteszel und Rietesel 1487. In einer Urkunde aus dem Jahr 1578 findet sich in der Gemarkung Bernshausen «Das Riethesel-wasser» eingetragen. In Senckenbergs «Selecta iuris et historiarum, 1739» die Schreibweise Ried Eselius und Riedtesel, die aus einer Urkunde aus dem Jahre 1435 stammt (Johannes Comes de Ziegenhain extinctis Eysenbachiis Riedteselios eorum feudis cunctis usque amplissimis investit). Erstmalig begegnet die moderne Form im 1586er Riedeselschen Familienvertrag. Welches ist der Inhalt des Namens Riedesel nach diesen Formen?

15. Der Personennamen ist offensichtlich in zwei Bestand-

teile riteh und esel zu zerlegen. Wäre der letztere Wortteil mit esel (asinus) zusammenzubringen, so hätte fraglos schon frühe eine Beseitigung stattgefunden. Es ist möglich, Pendants in der Umgebung aufzuweisen, Schöpfungen des Volkswitzes. Zwei Jahrhunderte später wird ein Rorich Crauesel in Solms-Rödelheimer Regesten aufgeführt; über fünf Jahrhunderte später ein F-N. Langohr in Nieder-Ohmen und Elpenrod, gestaltet aus dem Namen einer Hugenottenfamilie L'amour, wie man den F-N. Voisin in Wassem und Legendre[1] in Tochtermann umänderte. Es steckt in diesem esel ein ezel (izilo), ein Verkleinerungssuffix (vgl. Reitezel 1324), wie bei Fritzl, Heinzl (Heinsel), Kunzl.

Eine ähnliche Wortbildung stellt der Personennamen Frumesel dar, eine Verkleinerung aus Frumegoz, Frumheri oder Frumold; einmal findet sich ein Frummelin mit der Verkürzung -elein wie bei Kindelein. Der erste Bestandteil bedeutet soviel wie «tüchtig, wacker, trefflich». Wie man bei jener Form mit -esel auf alttestamentliche Wörter hinweisen kann (2. Mose 13, 13 und 34, 20) ist unerfindlich. Was haben alttestamentliche Spracherscheinungen mit germanischen gemeinsam? Solche Vornamen drangen wohl ein, aber nur die allerbekanntesten; keineswegs Namen, die auf diesem Umwege gewonnen sind, Namen von so spintisierendem Charakter, die an die Ausdrucksweise des Pietismus anklängen, wie er in jüngerer Zeit in Gefühlsschwelgerei und Andächtelei ausgeartet ist. Das war indes ein halbes Jahrtausend nach der ausschlaggebenden Epoche.

Gerade so steht es um unseren Geschlechtsnamen. Allerdings tritt das s anstatt z etwas frühe auf, mag jedoch durch den Dialekt eines Abschreibers in dem Kloster, wo die Ausfertigung zustande kam, beeinflußt sein. Was das einmalige

---

[1] Vgl. Carlyle, Die französische Revolution, hrsg. v. Th. Rethwish III, S. 48.

hybride sz wert ist, ist nicht auszumachen, stützt aber eher unsere Ansicht als daß es sie beeinträchtigt. Umgekehrt ist der blecherne Klang (esel) zwei Jahrhunderte später im Schwange gegenüber dem volltönenden in esil; in letzterer Zeit hätten also die herrlich klingenden Formen izilo, iliko etc. bereits zu stark degeneriert sein müssen. Beim Kopieren in jüngerer Zeit hat ein Klosterinsasse die jüngeren Formen des Vokalismus für die älteren eingesetzt, den Konsonantismus dagegen belassen. Wie sollten so überaus zahlreiche ähnliche Namenausgänge auf das nicht gerade beliebte Grautier zugeschnitten sein! Ein doppelt diminuierendes Element z + l (genau wie bei Heinzel aus Heinizilo, Heinisilo, Heinesilo, Heineselo, Heinesele, Heinesel, Heinsel) darf sonach im zweiten Bestandteil des Geschlechtsnamens Riedesel angenommen werden, das ursprünglich (Ried-)izilo gelautet haben muß, allmählich indes in dieser Umformung stecken blieb.

Mit einem andersgearteten Ursprungsverhältnis haben wir es bei Gutesselo vom Jahre 1590 zu tun, da dieses sich aus Gutersloh derart umwandelte, heutzutage jedoch Gutschlag heißt. Daneben besteht ein Gütersloh; aus welchem Hintergrunde geworden?

16. Was ist es nun mit dem ersten Bestandteil des Adeligennamens? Im Vokalismus zeigt sich großer Mischmasch. Der Wirrwar im Konsonantismus stört weniger. Eine einheitliche lautgesetzliche Entwickelung steht bei jenem aus. Als Themen kämen dafür in Betracht: 1. hriod, riot, riet «carex»; 2. ritan «reiten»; 3. rite, «Fieber», riden «zittern»; 4. dialektisches rit «Rüde»; 5. ric «potens»; 6. rat «consilium», wie die Sprachgeschichte darlegt und 7. hrod «gloria». Welches Grundwort hat die meisten Richtigkeitsfaktoren?

Ein Werinhardus de Riede ist geschichtlich bezeugt. Der F-N. Reitmeier und Rethmeier geht auf die gleiche Wurzel riet und reth «Rohr, Schilf» zurück. O-N. wie Lengerieden, Riedern, Riedenheim weisen auf ein Heim im Ried oder bei

einem Schilfröhricht hin. In Grebenau kommt der F-N. Reith vor; vielleicht ließe sich dort eine ältere Form dieses Namens nachweisen. Das th ist recht wertvoll, da es eine Herkunft von «Ried» unterstützt; streng sprachgeschichtlich gewertet wäre ein Ausschluß des letzteren Themas anzunehmen, aber die Abweichungen, zumal in ganz verschiedener Anzahl, finden ihre Erklärung. Quantitativ und qualitativ ist dem I-Laut der Vorrang zu lassen. Das ei in Reitzel darf nicht kurzerhand ausgemerzt werden; es ist eine und dieselbe Prägung wie bei Siebert, Seibert (Urform Sigibert), Niednagel und Neidnagel, Thies (Matthias) und Theiss (Matthäus), im Wechsel mit Dies und Deis bis zu den 1830er Jahren an demselben Orte feststellbar, Hintz und Heintz, Richwin und Reichwein, Rietzl und Reitz, Schick und Scheich, Preiss und Pritz — ohne damit eine Gleichwertigkeit des Vokalismus der Namensformen unterstreichen zu wollen. Es sind das kandierte Namensformen auf verschiedenen Altersstufen, aber nicht durchweg irrtümliche Nachbildung, Anlehnung ist bei Rithesel, Reitezel anzunehmen.

Trotzdem daß das Wappenmärchen die Namensformen Ritt- und Riedesel in den Vordergrund drängt, gestattet der Vokalismus nicht, einen Zusammenhang mit ritan, riten etc. anzusetzen. Lautgesetzlich entwickelte sich ritaere zu «Reiter»; ritto und ritaere zeugen das nhd. «Ritter». Für den Wandel von ei zu ie bleibt auf dieser Linie natürlich kein Raum, sofern nicht ein mundartlicher Einschlag in Rechnung zu ziehen wäre. Die Kunst des Reitens könnte bei den Germanen noch jung gewesen sein, da Personennamen mit dem Thema «reiten» für ältere Zeit durchweg abgehen; bloß ein einziges Mal, dazu noch gotischer Provenienz, bietet sich ein Tilarids auf der Speerspitze von Kowel[1] dar. Was sonst über eine Herkunft von «Reitesel» vorgetragen ist, bleibe erwähnt; nach dem

---

[1] Vgl. R. Henning, D. d. Runendenkmäler 1889.

«Reitezel» verliert es alle Wichtigkeit, da uns der Endteil des letzteren wie ein Aufleuchten der Vergangenheit anmutet. Wie könnte man sich da an exotische Erzeugnisse anlehnen wollen? Damit wäre es nichts; die Gegengründe sind zu zahlreich.

Daß es mit rite «Fieber» oder riden «zornig sein, wild sich bewegen» zusammenzuschweißen wäre, könnte wegen des Konsonantismus kaum angängig sein. Letzteres erschlösse einen trefflichen Sinn, so wenig dieser Gesichtspunkt vornehmlich zur Geltung zu bringen ist, wie uns die Namenkunde aufklärt; weil dergleichen für einen germanischen Kriegernamen befriedige oder umgekehrt, wäre als bedenkliche petitio principii aufzufassen.

Von rit «Rüde» (vgl. die adelige Familie Hund von Holzhausen u. a.) ist von vornherein Abstand zu nehmen, da einmal fraglich ist, ob die niederhessische Form dafür mit der südlicheren mundartlichen übereinstimmt, und dann uns keinerlei Tatsache bekannt ist, daß diese Wurzel (mit unbestreitbar kurzem i-Laut noch dazu gegenüber der vorliegenden Namensform) jemals namenbildend gewesen ist. Den Geschlechtsnamen Hundt — Hundolt oder Huntolf ist die Urform davon etwa — treffen wir da und dort an; wahrscheinlich war er Hausmarke, wie der Büdinger Familienname Flemming dartut, der von der Hausmarke «zu dem Flemminge» stammt.

Verfänglicher ist es, wenn man wie ein Oesterreicher Namenforscher die Personennamen Rietz, Riesel, Ritzel, Rieth, Rissel u. ä. unter das Thema ric «potens» subsumiert. Wie könnte das jedoch so ohne weiteres von Quellennachhilfe geschehen? Unfaßbar dünkt es, wie diese Namenformen solchergestalt kritiklos von ihm durcheinander geworfen werden, es kann allein so sein, daß er sich nicht durch die etymologische Gleichheit der Themen hat leiten lassen, sondern durch den Gleichklang getäuscht worden ist. Die Schlußrichtigkeit eines Zusammenhangs unserer Namensform mit jener Wurzel geht als Unmöglichkeit ab; die geschichtlichen Gestaltungen sind

alles andere als eine Handhabe dazu, die moderne und ältere Einkapselung, ohne Umstände zu machen, dergestalt aufzulösen. Wenn man derart wie geschildert verfahren wollte, wäre man wohl imstande, alles zu beweisen, in Wahrheit aber gar nichts.

Bei der Form rith (Quellen und Forschungen, Bd. 59, S. 68) denkt man an die Wurzel rat «consilium»; sie erinnert an das englische Zeitwort riddle. Diese Ausprägungen müßten zu einander im Ablautsverhältnis (wie hinthan zu Hand) stehen, so daß sich bei diesem Vorwurf hinsichtlich des Konsonantismus keinerlei Schwierigkeiten ergäben, aber solche des Vokalismus.

Völlig unerwartet für Nichtfachleute, aber doch einwandfrei belegt der Ortsnamenforscher Heilig, daß der badische O-N. Riedlingen auf der P-N. Rudelinc (also auf das Thema hrod, sofern nicht das u für ue steht natürlich) zurückzuführen ist. Wie vermöchte man dergleichen ohne Kenntnis der alten Schreibweise zu erschließen? Einen ue-Laut kennt die Vergangenheit unsrer zu erforschenden Namensform nirgends, und damit erübrigt sich weiteres Bemühen in dieser Hinsicht.

Aus einer Urkunde des Jahres 1578 erhobenes Riethéselwasser ist sicherlich als eine junge Namensbildung zu behandeln, weil das Adelsgeschlecht erst vom Jahre 1435 ab mit dem südlicheren Besitztum belehnt worden; irgendwelche Ausbeute außer dem charakteristischen th und ie läßt sich sonach daraus nicht gewinnen, die jedoch wieder scharf an riet «carex» gemahnen.

17. Bei dem einstweiligen Mangel an nachdrucksvolleren Belegen von vollkommener Authentizität kommt die Untersuchung bruchstückweise über Hypothetisches für manchen Forscher wohl noch nicht ganz sicher hinaus; die Tertiärbildung indes von Ried, in zuverlässiger Einschätzung der Bedeutung der quantitativ und qualitativ gewichtigen Tatsachen, ist nicht bloß unbegründete Ansichtsache. Der Archaismus, auch der

Eigennamen, ist bei dem fern von den fortschrittlich tätigen und bewegten Verkehrszentren ansässigen, konservativen Landvolke mundartlich, wie noch stärker bei dem gleichgesinnten Volks- und Dienstadel, der seine Besitztitel usw. schwarz auf weiß gesichert, d. h. also schriftlich fixiert, in der Regel am besten gewahrt; eine gewisse Gelehrsamkeit war letzteren auch eher eigen.

Stichhaltiges Ergebnis darf es sein, daß das doppelt diminuierende Element z + l (möglicherweise auch sz + l und s + l) in der Suffigierung zu der Koseform eines altdeutschen Personennamens gehört.

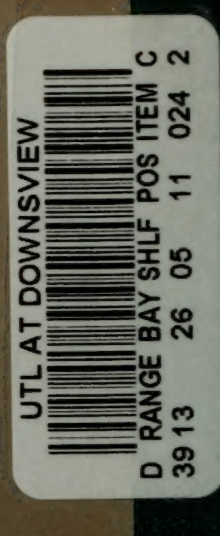
Dementsprechend hat die Wahrscheinlichkeit ausreichend Boden unter sich, daß ein Personenname wie Riedel, Riedlinger o. ä. und letztlich der Namen einer Neurodung, eines Neubruches, einer Dorfanlage das Substrat darstellt. Erstere wie letztere sind denn zudem dort, zunächst selbstverständlich in der alten Heimat der Riedesel, der Gegend von Melsungen, dann auch weiterhin, reichlich vertreten: So der F-N. Reith in Grebenau u. ä. weit und breit; der O-N. Ried bei Fulda; Riede bei Cassel, Rietbach bei Fischborn, Rietberg bei Minden, Rietnordhausen bei Erfurt, und diesseits die Riethgewann bei Nieder-Erlenbach, das Walkenried zwischen Oppershofen und Steinfurt, das Ried im Bruckfeld bei Oppershofen; ein Rietmorgin 1312 in dem Hessischen Urkundenbuch; ein Riedt bei Calaminus «Blüten aus dem Kinzigtal».

Ein Vorfahre des freiherrlichen Riedeselschen Adelsgeschlechts müßte deshalb dort ein Novale, einen Neubruch geleitet haben; wer Land rodete, erwarb es ja zu Eigentum. Vielleicht waren sie Inhaber eines praedium, einer mansus oder huoba, oder, was der damaligen Rechtslage nicht minder entspräche, als ministerialis regni (vgl. Absatz 2 aus dem Jahre 1128), als Verwalter eines Riedhofs, eines beneficium. War es eine Einzelsiedlung, Erb und Eigen eines königlichen Dienstmannen, eines Freigelassenen geworden? Fränkischen Blutes

war er sicher, wie die Namensform erhärtet. Das letzte Wor braucht, weder so noch anders, nicht gesprochen zu sein; ob es eine Beschränkung auferlegen würde, ist jedoch wenig wahrscheinlich. Die Melsunger Gegend, das dortige Flurnamenbuch, könnte wohl da einiges Material wertvollsten Charakters liefern?

Welches ist die Schlußfolgerung aus diesen Ausführungen hinsichtlich der Riedeselschen Wappenornamentik? Diese bewegt sich mit der größten Glaubwürdigkeit wie die Schlitzer und die der Ysenburger Wappenlegende zum Teil in einem Geleise, das von der eigentlichen Fährte, zu der der Geschlechtsname hinleitet, abweicht; die heraldische Anspielung auf letzteren war indessen ursprünglich unverkennbar beabsichtigt, und dies erscheint auf den vielverschlungenen und oftmals unwegsamen Pfaden dieser Detailuntersuchung hinlänglich dargetan.




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 26 05 11 024 2